

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1908)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im Februar. Nicht nur die Säulen, sondern auch die Wände sind mit Skulpturen bedeckt, die von einem urwüchsigen Realismus der indischen Künstler Zeugnis ablegen. Unter den aus den Wänden hervortretenden Figuren sind besonders nennenswert das Trimūrti, Shiwa in seiner dreifachen Eigenschaft als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellend. Die 17' hohe Büste ist von zwei 13' hohen Dwārapālas (Torhütern) bewacht, dann Shiwa als Arddhanari, Shiwa und seine Braut Pārvati. Einen mächtigen Eindruck macht die Gruppe Shiwa als Zerstörer, wie er aus dem Gestein gleichsam als wild erregte Windsbraut an dem Zuschauer vorüberstürmt, das Gesicht bebend vor Wut, in der rechten Hand das Schwert, in der Linken eine Schale zum Auffangen des Blutes des Opfers. Ueber der grauen-erregenden Gestalt sind auf einem Fries die Götter angebracht, die von ihrem sicheren Ort aus dem wild wütenden Shiwa zusehen, als ob sie froh wären, seinen Schlägen nicht ausgesetzt zu sein.

Bombay ist ein *kleines* Stück Indien, bietet aber des Beachtenswerten viel und lässt den Zauber ahnen, den das alte Wunderland auf jeden ausübt, der mit offenem Auge und Sinn längere oder kürzere Zeit darin zubringt.

Kleine Mitteilungen.

Der IX. internationale Geographenkongress in Genf wurde am 27. Juli vom schweizerischen Bundespräsidenten Dr. E. Brenner in der Aula der Universität eröffnet. In Verbindung damit feierte die Genfer geographische Gesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum.

Die Einladungen zum Kongress ergingen an alle geographischen Institute, Universitäten, an die Geographen und Forscher der ganzen Welt, besonders an alle geographischen Gesellschaften von Helsingfors bis Melbourne, „die sich heute dem Studium, dem Fortschritt und der Verbreitung der geographischen Wissenschaften widmen.“ Es beteiligten sich 700 eingeschriebene Mitglieder aus den verschiedensten Ländern.

Das Arbeitspensum des Kongresses war ein sehr reichhaltiges. Es waren folgende 14 Sektionen vorgesehen: 1. Géographie mathématique et Cartographie; 2. Géographie physique en général; 3. Volcanologie et Sismologie; 4. Glaciers; 5. Hydrographie (Potamographie et Limnologie); 6. Océanographie; 7. Météorologie et Climatologie; — Magnétisme terrestre; 8. Géographie biologique (Géographie botanique et Zoogéographie); 9. Anthropologie et Ethnographie; 10. Géographie économique et sociale; 11. Explorations; 12. Enseignement de la géographie; 13. Géographie historique; 14. Règles et Nomenclature.

Für die Tage vom 7.—13. August war eine wissenschaftliche Exkursion geplant über Chamounix, Zermatt, Brig, Gletsch, Meiringen, Interlaken, Montreux, mit einer Abkürzung für solche, die nur fünf Tage darauf verwenden wollten.

Ueber den Verlauf und die Beschlüsse des Kongresses hoffen wir, später Mitteilungen machen zu können. Unter den angemeldeten Vorträgen sind nicht wenige von Vertretern der Wissenschaft, die als Autoritäten in ihrem Fach anerkannt sind.

Ein Protest. Vom 6.—8. Juni tagte in Lyon der Kongress der Ligue des droits de l'homme et du citoyen, die gegenwärtig in 800 Sektionen über 80,000 Mitglieder zählt. Die Hauptfrage der heurigen Tagung war die Kultus- und Gewissensfreiheit in Madagaskar. Dort hat der freidenkerische Generalgouverneur Augagneur einen brutalen Kulturkampf gegen die protestantischen Kirchen und Schulen in Szene gesetzt, um den religiösen Nihilismus an Stelle des Protestantismus zu setzen, von dem er eine politische Gefahr zu befürchten vorgibt. Kirchen werden als Staatsgut erklärt und einfach geschlossen, die Eingänge oft durch eine Kaktushecke unzugänglich gemacht. Neue dürfen nicht ohne Erlaubnis gebaut werden, und diese lässt natürlich auf sich warten. Zu den noch nicht geschlossenen Kirchen haben die Leute oft fünf und mehr Wegstunden zurückzulegen. Bei der Hausandacht Lieder zu singen oder auch nur *eine* nicht zur Familie gehörige Person daran teilnehmen zu lassen, ist bei Strafe verboten. Es ist geradezu empörend, mit welchem Raffinement vorgegangen und auch in der Presse die Religion verdächtigt, z. B. den Vätern das Recht abgesprochen wird, in „das Gehirn“ ihrer Kinder ihre eigenen religiösen Ideen einzupflanzen. In der offiziellen madagassischen Zeitung wird dagegen behauptet, dass die Mehrzahl der Kaiser und Könige, Präsidenten von Republiken, Fürsten und Minister, von welchen die zivilisierten Völker der Welt regiert werden, Freimaurer seien, dass sie deshalb von den Gläubigen jeder Art verabscheut werden, dass sie nur den Frieden und die Freiheit (!) der einzelnen anstreben etc.

Im Jahr 1906 bestanden in Madagaskar zirka 4000 Missionsschulen mit mindestens 160,000 Schülern. Nun verfügte der Generalgouverneur unmittelbar vor der Regenzeit, dass innerhalb zwei Monaten alle Elementarschulen, die bisher in Kirchen und Kapellen als den einzig verfügbaren Lokalen untergebracht waren, in anderweitige Räume verlegt werden müssen. Die von dieser Verordnung betroffenen 3426 Schulen sollen nun neue Lokale bauen, wozu aber die schwer oder gar nicht erhältliche Erlaubnis der Regierung gefordert wird. In der Provinz Vakinankaratra wurden von 279 solcher Kirchenschulen mit 15,000 Schülern alle bis auf eine geschlossen. Wenn in bisheriger Weise fortgewirtschaftet wird, kann es dahin kommen, dass 120—140,000 Kinder, statt die Schule besuchen zu können, sich müssig herumtreiben, denn die Staatsschulen stehen meist nur auf dem Papier.

Der Kongress in Lyon stand nun vor der einfachen Frage, ob die Liga, die zur Verteidigung der in der „Erklärung der Menschenrechte“ ausgesprochenen Grundsätze berufen sei, ihr Programm verleugnen soll, um einem sektiererischen Antichristianismus zuliebe zu einem blossen Wahlkörper und einer Fraktion des „Grand Orient“ herabzusinken. Das Zentralkomitee hatte nämlich bereits sich beim Kolonialminister verwendet und gegen die flagranten Verletzungen der Gewissensfreiheit durch den Generalgouverneur protestiert trotz heftigen Wider-

standes einiger Sektionen der Liga gegen diese Stellungnahme. Der Kongress hatte also zu entscheiden zwischen dem Zentralkomitee, das die Gewissensfreiheit verteidigt hatte, und denjenigen Sektionen, die dasselbe des protestantischen Klerikalismus beschuldigten.

Nach einer sehr erregten Debatte, bei welcher die Freunde Augagneurs auch die dümmsten Anschuldigungen gegen den Protestantismus nicht verschmähten, wurde nach einer sehr klaren Darstellung der Sachlage durch Pierre Quillard und einer glänzenden Rede von Ed. de Pressensé trotz eines nochmaligen Vorstosses der Intransigenten mit einer Mehrheit von zwei Dritteln ein Beschluss angenommen, der in aller Form die Handlungsweise des Generalgouverneurs von Madagaskar verwirft und dafür unbeschränkte Kultusfreiheit für alle verlangt.

Argentinien. Ueber das Ergebnis der diesjährigen Schafschur in Argentinien berichtet der deutsche Konsul in Buenos Aires unterm 13. Juni: Das Gesamtergebnis der diesjährigen Schafschur in Argentinien wird auf rund 382,000 Ballen (zu 450 kg) Wolle geschätzt. Damit würde es sich auf der Höhe der vorjährigen Saison halten, die mit 384,971 Ballen abgeschlossen hatte, aber mit dieser hinter den Jahren 1904/05 und 1905/06 zurückbleiben, deren Wollerträge sich auf 403,821 beziehungsweise 419,386 Ballen belaufen hatten. Dieser Rückgang wird vielfach als eine Folge der Verdrängung der Schafzucht durch den Ackerbau angesehen, die, wenn sie anhält, den Mittelpunkt des Wollhandels im Laufe der Zeiten von Buenos Aires nach Bahia Blanca verlegen dürfte. Insoweit die fruchtbaren Gelände der Provinz Buenos Aires, auf denen bisher Schafe gehalten wurden, dem Ackerbau überwiesen wurden, verliert die Schafzucht an Gebiet, und der Süden Argentiniens muss zur Deckung des Bedarfs an Wolle mehr als bisher herangezogen werden. Am 11. Juni d. J. waren vom 1. Oktober v. J. an ausgeführt worden im ganzen 332,008 Ballen. Es würden also jetzt noch etwa 50,000 Ballen im Lande sein. Zu demselben Zeitpunkt der Jahre 1907 und 1906 waren bereits 364,420 und 397,204 Ballen ausgeführt. „Export.“

Das Rätselland Patagonien. Ueber das Rätselland Patagonien sprach Prof. Dr. Hauthal Ende Februar d. J. im Berliner Zentralverein für Handelsgeographie vor einem grossen Publikum in fesselnder Weise. Prof. Hauthal hat dieses Land lange Zeit durchforscht. Patagonien, der südlichste Teil Südamerikas, südlich vom Rio Negro, im Westen von den Anden begrenzt, ist wie in geologischer, so auch in vielen anderen Beziehungen ein Rätselland. Die Anden ändern in Patagonien plötzlich ihre Gestalt. Sie bilden hier, während sie bisher lange zusammenhängende Gebirgszüge waren, grosse Massive und werden von vielen Längs- und Quertälern durchschnitten. Das Land fällt von Westen nach Osten zu in scharf abgegrenzten Terrassen ab. Woher es kommt, dass diese Terrassen so scharf abgegrenzt sind, ist ein Rätsel. Wahrscheinlich haben die Eismassen in früherer Zeit hier formenbildend gewirkt. Am östlichen Fusse der Anden, die im Westen schroff ins Meer fallen, ziehen sich Seen entlang, die untereinander oft durch schmale Wasserarme verbunden sind. Diese Seen können sich, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, wohl den schönen europäischen Binnenseen ebenbürtig an die Seite stellen. Die gebirgige Umgebung der Seen ist reich bewaldet. Den Hauptbestandteil dieser Wälder bilden hauptsächlich Araukarien und Buchen. Die Ebene Patagoniens ist fast baumlos, und ein scharfer stetiger Wind macht sie sonst unbewohnbar.

Das Land ist grösser als Skandinavien und wird von ungefähr 25,000 Menschen bewohnt. Es wohnt also auf 30 km² nur etwa ein Mensch. Die Bewohner sind gutmütige, friedliebende Nomaden. Im südlichen Patagonien wurden interessante Funde von Resten ausgestorbener Tiere gemacht, so von mehr als zwölf ausgestorbenen Tierarten. Einige von diesen Funden waren noch so gut erhalten, dass die Leute dort behaupten, dass Tiere solcher Art wohl noch leben müssten. Durch diese Reichhaltigkeit und Verschiedenheit der Funde sind argentinische Forscher zur Ansicht gelangt, Patagonien sei das Zentrum, von dem aus sich die ganze Säugetierwelt verbreitet habe. Dass eine frühere Verbindung mit Afrika bestanden habe, kann man wohl annehmen. Es wurden auch Reste von Sauriern gefunden, wie in Afrika, sodass auch hieraus auf eine frühere Landverbindung zu schliessen ist. — Das einzige grössere Raubtier Patagoniens ist eine Löwenart, etwas kleiner als der afrikanische Löwe, und an Farbe mehr ins Graue hinübergehend. Dieser Löwe richtet gewaltigen Schaden unter den Herden an. Er mordet, wenn er in eine Schafherde einbricht, oft Hunderte dahin. Mit allen Mitteln suchen sich die Leute gegen eine solche Plage zu wehren. Einige Kolonisten haben dadurch den Löwen vertilgen wollen, dass sie ganze Wälder, in denen er hauste, in Brand gesetzt haben. Dadurch sind schon grosse Waldgebiete vernichtet worden, ohne dass gegen diese Waldvernichtung eingeschritten worden wäre. — Patagonien ist im allgemeinen wohl kulturfähig, und es ist schliesslich das grösste Rätsel, dass die europamüden Auswanderer sich nicht einmal hierher wenden und dieses noch sehr ausnutzungsfähige Land der Kultur erschliessen.

Ein seltsames Urvolk in Brasilien. Einen interessanten Bericht über seine Forschungsreise durch die Ansiedlungen der brasilianischen Bororó-Indianer veröffentlicht W. A. Cook in den Publikationen des amerikanischen „Smithsonian-Instituts“. Er hatte sich, um dieses merkwürdige, schwer zugängliche Urvolk kennen zu lernen, mit dem bekannten brasilianischen Forschungsreisenden Antonio Candido de Carvalho zusammengetan, der bereits früher durch diese Gebiete gereist war und wichtige Verbindungen mit vielen Stämmen der Bororós unterhielt. Die Wilden erwiesen sich, nachdem sie erst einmal Zutrauen zu den Besuchern gefasst hatten, liebenswürdig und hilfsbereit und waren durchaus ehrlich und gutartig. Das lange, dichte, schwarze Haar hängt bei Männern und Frauen in einer wirren Masse um die Schultern, nur an der Stirn ist es abgeschnitten und zu Büscheln zusammengenommen, die wieder mit einer rötlichen Farbmasse eingeschmiert werden. Das Schmuckbedürfnis der Bororós ist sehr gross. Viele junge Leute und Mädchen kleben sich an Schultern und auch am ganzen Leibe weisse Federn an, sodass sie die eigene Haut unter dieser starrenden flockigen Masse verbergen. Die meisten tragen mindestens ein Armband von Federn oder leuchtende Federn im Haar. Halsbänder aus Stricken oder auch aus zusammengedrehten Haaren, die verstorbenen Verwandten gehörten und bei Totenzeremonien abgeschnitten wurden, werden allgemein getragen, doch legen die Männer diesen Schmuck meist nur bei feierlichen Anlässen an. Im jugendlichen Alter tragen die Frauen eine Art Korsett, das aus der Rinde eines Baumes gefertigt wird und den Leib eng einschnürt. Erst von einem solchen engen Gurt umspannt erscheint die Bororófrau ganz angezogen, und nur die älteren Frauen legen es ab, weil sie die Unbequemlichkeit dieses Kleidungsstückes bei ihren

schweren Arbeiten nicht mehr ertragen wollen. Schenkte man ihnen ein Taschentuch oder ein Stück Stoff, dann wanden es sich die Männer um Kopf oder Taille und knüpften es in einem Knoten nach vorn, Frauen und Knaben hingen es sich um die Schultern.

Ein Dorf der Bororós besteht aus etwa 30 kleinen Hütten, die in recht unregelmässiger Form um eine sehr grosse Hütte herumliegen, die „Baehytu“, den Aufenthaltsort und das Hauptquartier der unverheirateten Männer des Stammes, in der die Krieger zusammen essen, ihre Waffen verfertigen und die heiligen Zeremonien ausführen. Die Hütten sind ausser dieser Halle, die wohl 40 bis 50 Fuss lang und 18 bis 20 Fuss hoch ist, ausserordentlich eng, niedrig und schmutzig, und wenn der aufgehäuften Unrat in ihnen allzu gross ist, so werden sie nicht etwa gereinigt, sondern einfach verlassen, niedergebrannt und an einer anderen Stelle neue Hütten erbaut. Häufig wird dann das ganze Dorf nach einem Ort in einiger Entfernung verlegt. Gewöhnlich bewohnen zwei Familien eine Hütte zusammen, manchmal aber auch drei oder vier, von denen jede ihre eigene Feuerstätte hat. Das eintönige Leben dieser Indianer wird durch interessante religiöse Zeremonien, durch ekstatische Feierlichkeiten unterbrochen. Die Vorstellung eines Gottes in unserem Sinne besitzen sie nicht. Sie sind Sonnenanbeter und sehen in dem Gestirn des Tages die Quelle aller Herrlichkeit, aller Macht und alles Schreckens. Die Welt ist ihnen von bösen Geistern bevölkert, den sogenannten Bopes; einen guten Geist aber kennen sie nicht. In ewiger Angst vor diesen schlimmen Dämonen verfliesen die Tage des Bororós. Auf mannigfache Weise sucht er sich gegen sie zu schützen. Mit einer Art Holzknarre erzeugt er ein brummendes, dumpfes Geräusch, von dem er glaubt, dass es die Bopes verscheuche. Da er fest an die Seelenwanderung glaubt und die bösen Geister für arme Seelen hält, die in Fischen und Tieren ihr Unwesen treiben, isst er bestimmte Tiere nicht, bevor der Priester den Geist in ihnen verflucht und ausgetrieben hat. Sonst würde das Verzehren einer solchen Speise schwere Krankheit oder Tod für ihn nach sich ziehen. Nicht alle Wesen sind von diesen Dämonen bewohnt; ihre Anwesenheit schliesst der Priester aus gewissen Zeichen. Er treibt dann den Bope aus, indem er die Sonne anblickt und mit gellenden Schreien sie anruft; dazu springt er in ekstatischer Verzückung herum. Besonders ausgebildet sind die Toten-Zeremonien, die von einer dumpfen Musik begleitet sind, mit einem furchtbaren Klagen und Jammern der Frauen eingeleitet werden, die sich mit Blut beschmieren und das Haar zerrauen. Die Tänze stellen das Ringen der Ueberlebenden mit den Dämonen dar, die sich des Körpers bemächtigt haben und ihn mit wilden Schreien umtanzen. Die anderen Leidtragenden wenden sich gegen die als Bopes greulich ausgestaffierten Tänzer, stossen sie fort, schwingen die Arme gegen sie, beschwören und verfluchen sie, um die Leiche für sich zu gewinnen. Aber die Darsteller der Bopes behaupten das Feld und umspringen beim Schein des lodernden Feuers in greulichen Tänzen das Grab. Am nächsten Morgen nehmen sie die Leiche aus ihrem Sarg aus Palmblättern, tragen sie zum Flusse, waschen sie und packen die Knochen in einen Korb. Sie sagen dann, dass der Geist über den Menschen gesiegt und ihn mit sich fortgenommen habe.

Die Bororós sind glänzende Schwimmer und vorzügliche Fischer. Eine Art des Fischens besteht bei ihnen darin, dass sie den Fluss hinabschwimmen mit einem kleinen Netz in der Hand, und wenn sie einen oder mehrere Fische

sehen, schnell untertauchen und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit den Fisch im Netz fangen. Ein Bororó kann sich viele Stunden lang mit seinen geschmeidigen Bewegungen im Wasser aufhalten und wird selten ohne eine reiche Ausbeute von sechs bis acht grossen Fischen ans Ufer zurückkehren. Sie fischen auch mit Harpunen aus Knochen, die sie an einer langen Schnur führen, und mit der sie Fische aufzuspiessen wissen. Bisweilen, wenn die Fische spärlicher sind, sperren sie den Fluss ab, in dem sie eine dichte Reihe von Menschen mit Netzen quer über den Fluss stellen und so die Fische stromabwärts treiben, bis zu einer Stelle, wo eine andere dichte Kette von Fischern die Tiere erwartet, um sie in die Netze aufzufangen. Spiele und Gesänge begleiten die Lustbarkeiten der Bororós. Sehr häufig singen sie den „Bakaroro“, einen Hymnus zum Lobe des Fisches oder des andern Tieres, auf das sie gerade Jagd machen. Auch zu Ehren eines Besuchers singen sie bei feierlicher Zusammenkunft den Bakaroro. Die schwerste Arbeit ruht auf den Schultern der Frauen, der Mann ist Krieger und Jäger, er allein widmet sich auch der Verfertigung der Waffen und ihrer ornamentalen Ausschmückung, die einen nicht geringen Grad von Kunstfertigkeit verrät. Kärghliche Anfänge des Ackerbaus finden sich bei ihnen, indem sie unter grossen Schwierigkeiten ein wenig gelbes Korn säen und ernten. Doch haben sie noch keine eisernen Werkzeuge. Neben dem Fluss und seinem Fischreichtum liefert die Hauptnahrung der Palmbaum, der für alle ihre Bedürfnisse sorgen muss. Die verschiedenen Palmenarten geben ihnen Speise, Getränk und Kleidung.

Dr. J. J. David aus Basel ist leider durch den Tod aus seiner reichen Wirksamkeit am Kongo herausgerissen worden. David besuchte die Basler Schulen, war aber kein Musterschüler: nur für Naturwissenschaft und besonders für Geologie interessierte er sich sehr. Einmal trieb er sich mehrere Tage im Hauensteintunnel herum und nächtigte auch dort. Als Student ein tollkühner Alpinist auf oft einsamen Wanderungen, war er zum Forschungsreisenden wie ausersehen. In Berlin, wo er studierte, lernte er einen amerikanischen Zoologen kennen, der ihn an sein Laboratorium an der Riviera zog. Von dort ging er als Erzieher eines ägyptischen Prinzen nach Kairo. Hierauf betrieb er Baumwollplantagen und Natrongewinnung, leitete Bahnbauten, wurde Kamelherdenbesitzer, trieb Gummi- und Elfenbeinhandel. David war der erste Europäer, den Sirdar Kitchener im Jahre 1898 nach der Unterwerfung des Mahdi den Sudan betreten liess, aber nur gegen ausdrücklichen schriftlichen Verzicht auf jeglichen Schutz von seiten der Engländer; etwa drei Jahre lebte er im Sudan. Bezeichnenderweise nahm er, als er 1901 für einige Zeit vom Sudan nach seiner Heimat zurückkehrte, den Weg über das Matterhorn. Im Jahre 1903 trat J. J. David in den Dienst einer belgischen Gesellschaft im Kongostaat. Vom Mitglied einer grossen Prospektionskommission hat er sich rasch zum Chef emporgearbeitet, die Mission des „Herrn Storch“, wie die Schwarzen den hochaufgeschossenen Enropäer nannten, durchquerte die ausgedehnten Gebiete am oberen Ituri bis zu den grossen Seen. Der kühne Zug brachte reiche naturwissenschaftliche und völkerkundliche Beute mit. Es gelang ihm auch, kurz bevor der Herzog der Abruzzen die Besteigung ganz ausführte, mit einer viel weniger gut ausgerüsteten Expedition den Ruwenzori bis zur Höhe von etwa 5000 Meter zu bezwingen. Auf einem Erholungsurlaub im Jahre 1905 besuchte David die Kupferbergwerke in Schweden, Norwegen, Spanien und England, und wurde dann 1906 von einer Eisenbahngesellschaft

wieder nach dem Kongo gesandt, um an den von ihm entdeckten Kupferlagern bei den Stanleyfällen (in Bamango) ein Bergwerk einzurichten. Kenner der Verhältnisse spenden seinem Organisationstalent die höchste Anerkennung; grosse Pflanzungen sind nun in Bamango angelegt und die Mine steht im vollen Betrieb. In Bamango ist er auch gestorben. Für seinen Charakter spricht am besten die Tatsache, dass er ein Liebling der Schwarzen war.

Sir Robert Hart, General-Inspektor der chinesischen Seezölle, dem auch das Postwesen und die Hafен- und Küstenbeleuchtung unterstellt waren, ist im Alter von 75 Jahren von seiner so erfolgreichen Tätigkeit zurückgetreten und nach England zurückgekehrt, das er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hat. 45 Jahre stand er im chinesischen Staatsdienst und hat die Seezollverwaltung zu einer musterhaft verwalteten Domäne und zum Rückgrat der nicht gerade glänzenden Staatsfinanzen gemacht. Er kontrollierte einen Handel von ca. 1 Milliarde Mark und liess dem Staatsschatz durchschnittlich 100 Millionen Mark jährlich zufließen. Unter seiner Leitung arbeiteten über 1000 Europäer und etwa 6000 Chinesen. Der General-Inspektor stand unter dem Tsungli-Yamen (auswärtiges Amt), das ihm aber in seiner Amtsführung, die an Bedeutung der eines Ministers gleichkam, freie Hand liess, und war in Zeiten von Krisen stets der Berater des Thrones. Er wurde von der chinesischen Regierung zum Rang eines Mandarinen 1. Klasse erhoben und mit der gelben Reitjacke beehrt, eine Auszeichnung, die ausser Gordon keinem Europäer zuteil geworden ist. Das schönste Zeugnis für den Mann ist aber das Vertrauen, das ihm von hoch und niedrig entgegengebracht wurde.

Harts Nachfolger ist sein langjähriger Privatsekretär und Zolldirektor Sir R. L. Bredon geworden. Da dieser aber bereits in hohem Alter steht, ist es nicht ausgeschlossen, dass bei dem in China herrschenden Bestreben, die Fremden loszuwerden, in nicht allzulanger Zeit das jetzt so glänzend verwaltete Seezollamt im Sumpf der landesüblichen „Ehrlichkeit“ viel von seiner Bedeutung verlieren wird.

Dr. Wilhelm Grube †. Am 4. Juli ist im Alter von 53 Jahren der geschätzte Chinaforscher Dr. Wilhelm Grube, ausserordentlicher Professor an der Universität Berlin, gestorben. Geboren am 17. August 1855 in St. Petersburg, studierte er von 1874 bis 1878 dort, dann in Leipzig, wo er 1880 den Doktorgrad erwarb. Von 1882 bis 1883 war er Konservator am Asiatischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, von 1883 bis 1900 Direktorialassistent am Museum für Völkerkunde in Berlin und zugleich Privatdozent an der dortigen Universität. 1892 wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt; er hat, mit Unterbrechung durch Reisen, sein Berliner Lehramt bis zum vorzeitig erfolgten Tode innegehabt. Der Verstorbene war ein ausgezeichnete Kenner der chinesischen Sprache und Literatur und des chinesischen Volkstums. Von einer im Auftrage des Berliner Museums für Völkerkunde unternommenen Reise nach China hat er dem Museum eine reiche und interessante Sammlung heimgebracht.

Ein altes, kartographisches Werk. Von einem Leipziger Antiquar wurde um den Preis von M. 36,000 ein bisher unbekannter Seeatlas des berühmten italienischen Kosmographen Giovanni Martines aus dem Jahre 1562 ausbezogen. Derselbe enthält sieben Karten auf Pergament im Masstab von ca. 1 : 5,000,000 :

Mappa mundi, atlantische Aussenküste von Nordwestafrika und Pyrenäenhalbinsel mit den canarischen Inseln, Nordwesteuropa von der Bretagne bis Jütland und Grossbritannien, Golf von Biscaya und Südküste von England, westliches Mittelmeer, östliches Mittelmeer, schwarzes Meer. Die Karten haben eine Breite von je 342 mm zu einer Höhe von 247 mm, sind nach Norden orientiert und mit Ausnahme der ersten mit einem Netz von Kompasslinien überzogen.

Schweden. Der jährliche Bruttoertrag der Waldungen wird auf rund 34,530,000 cbm berechnet, wovon aber wegen mangelnder Gelegenheit zur Abfuhr über 5 Mill. cbm in den Wäldern verderben. Aus diesem Grunde ergibt sich bei einem Verbrauch im eigenen Lande und für die Ausfuhr von jährlich 30,5 Mill. cbm eine Ueberabholzung von $1\frac{1}{2}$ Mill. cbm, der durch bessere Aufforstung abgeholfen werden soll. Der Wert der Ausfuhr von Holz berechnete sich im Jahre 1905 auf 220 Mill. Mark, fast die Hälfte der gesamten Ausfuhr. Dieselbe wird erleichtert durch die vielen Flussläufe, die zum Flössen verwendet werden können. Die gesamte Länge dieser Flössungsläufe, auf deren Regulierung ca. 24 Mill. Mark verwendet wurden, beträgt etwa 23,000 km.

Eine englisch-schwedische Gesellschaft mit einem Kapital von $4\frac{1}{2}$ Mill. Mk. hat im südlichen Schweden umfangreiche Torfgebiete angekauft, um nach einem in Amerika erworbenen Patent Karton und Packpapier aus Torf herzustellen. Der Versuch ist in Amerika mit Erfolg gemacht worden. Das so hergestellte Packpapier soll sich namentlich durch die Widerstandsfähigkeit gegen Wasser empfehlen.

Norwegen. In den äussersten Grenzgebieten Norwegens gegen Norden und Osten wird von einer Grubengesellschaft mit Sitz in Christiania ein grosses Bergwerk zur Ausbeutung der Erzfelder von Südvaranger vorbereitet. Dieselben erstrecken sich auf eine Fläche von 65 km² und sollen nach den angestellten Berechnungen eine Erzmenge von 500 Mill. Tonnen enthalten. In Kirkenäs sind mit fast amerikanischer Raschheit bereits hunderte von Holzhäusern erstellt worden, die im Gebiet von Dronthem gearbeitet und auf dem Wasserwege transportiert werden. Von Kirkenäs nach den Erzfeldern wird eine 8 km lange Eisenbahn gebaut.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der schwedischen Südpolar-Expedition. Professor Dr. Otto Nordenskjöld, der Leiter der schwedischen Südpolar-Expedition, sprach vor den Mitgliedern der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Expedition. Das Expeditionsschiff, die „Antarktik“, wurde ein Raub des Meeres. Wenn dabei auch manch wertvolles Stück Forscherarbeit verloren ging, so ist doch die heimgebrachte Ausbeute noch eine ganz ausserordentlich grosse. Und als der schwedische Forscher über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise berichtete, da hatte man den Eindruck, dass all das persönliche Missgeschick, alle Unbilden, welche die Mitglieder der Expedition zu erdulden hatten, sie nur noch stärker zu unablässiger Arbeit angetrieben haben. — Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Natur des südlichen Südamerikas und den Gebieten der westantarktischen Regionen, obgleich die Unterschiede in der geographischen Breite gar nicht so bedeutend sind: aus den Waldgebieten Südamerikas ein überaus plötzlicher Uebergang in die Regionen der Antarktik mit ihrer ganz enormen Kälte. Zwei Eigenschaften sind es, die dem Gebiete den Stempel aufdrücken: die grosse Veränder-

lichkeit in der Temperatur und ausserordentliche Stärke der Stürme. Von 33° Kälte stieg das Thermometer in ein paar Tagen auf 9° Wärme, und diese Schwankungen sind oft das Werk weniger Minuten. Unter den schrecklichen Orkanen hatte die Expedition viel zu leiden; selbst das grosse Boot der Reisenden wurde viele Meter weit vom Sturme fortgetragen; aufrecht zu gehen war bei solchem Wetter natürlich unmöglich. Ein Vergleich der Temperaturen, welche die deutschen und englischen Südpolexpeditionen aufgezeichnet haben, ergibt, dass die Westantarktik, wo die schwedische Expedition arbeitete, die niedrigsten Temperaturen aufzuweisen hatte. Interessant sind die Beobachtungen Nordenskjölds über die Eisverhältnisse. In der Nähe der Robertson-Insel, welche dem King Oskar-Land vorgelegen ist, fand sich eine grosse, 20–30 m hohe Eis-terrasse. Der Forscher glaubt nicht, dass es sich hier um gewöhnliches Landeis handelt, das sich ins Meer geschoben habe, vielmehr habe sich die Eisterrasse in einiger Entfernung vom Lande aus Schneemassen gebildet. Diese Art der Eisbildung kann nach der Meinung Nordenskjölds auch einmal zur Eiszeit eine Rolle gespielt haben. Demnach brauchte man durchaus nicht anzunehmen, dass alles Eis einmal vom Lande seinen Ursprung genommen habe. Besonders günstig für die Erforschung der Geologie der Südpolar-Gegenden war der eisfreie Osten des Forschungsgebietes der Expedition. Eine wilde, hohe Gebirgskette zieht sich im Westen des Gebietes dahin, die „antarktischen Kordilleren“ geheissen. Das charakteristische Gestein ist eruptiven Ursprungs; doch liessen sich auch Sedimentgesteine feststellen. Die Expedition brachte Belegstücke für eine reiche Juraflora mit in die Heimat. In 70 Arten, welche sich in Blattabdrücken vorfanden, liess sich eine merkwürdige Mischung von temperierten und subtropischen Formen feststellen. Der Vortragende weist die Möglichkeit zurück, dass es sich um angeschwemmte Pflanzen handeln könne; die Antarktik ist seiner Anschauung nach vielmehr früher einmal ein Land gewesen, in dem ein warmes Klima Urwälder südamerikanischer Art gedeihen liess; alle Anzeichen deuten auf eine innige Verwandtschaft des Landes mit Südamerika hin: vor allem sein geologischer Aufbau mit dem Massiv der antarktischen Kordilleren. Vielleicht ist das Gebiet des Südpols einmal der Ausgangspunkt gewesen für viele Organismen, die heute die südliche Halbkugel bewohnen. — Die jetzige Flora und Fauna ist freilich ziemlich ärmlich; von Phanerogamen-Pflanzen finden sich nur zwei Vertreter, darunter ein Gras der Gattung *Aira*. Moose und Flechten sind recht zahlreich vorhanden; recht merkwürdig ist das Vorkommen vieler Bakterien. Unter der Tierwelt spielen in den eisigen Gebieten namentlich Pinguine eine Rolle; man fand sechs verschiedene Robbenarten, und die grosse Zahl der hier lebenden Wale lockt alljährlich viele Walfischfänger in diese Gebiete. — Merkwürdig genug ist es, dass in den Tiefen des Meeres, wo eine Temperatur bis zu 1,7° Kälte herrscht, gleichwohl das Tierleben sehr stark entwickelt ist. — Die magnetischen Beobachtungen der Expedition liegen bis jetzt noch nicht gesammelt vor, dagegen sind die botanischen und zoologischen Forschungen bereits in ein paar stattlichen Bänden erschienen. — Am Schlusse seines Vortrages dankte Prof. Dr. Nordenskjöld vor allem dem Leiter der deutschen Südpolar-Expedition, Dr. v. Drygalski, für das Zusammenwirken und für die guten Ratschläge, welche die schwedische Expedition von der deutschen empfangen habe.

Vereinigte Staaten v. N. A. Der Holzverbrauch hat von 1880—1900 um 92 % zugenommen, bei einer gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerung von 52 %.

Allein für 15 Mill. Dollars Holz wird jährlich für Papiermasse verwendet. Im Ganzen wird der Wert der jährlichen Waldprodukte auf 1075 Mill. Dollars geschätzt. Da aber der Holzverbrauch drei- bis viermal so gross ist als das jährliche Waldwachstum, wird es nötig werden, den Verbrauch von Waldproduktion einzuschränken und zugleich das Wachstum zu erhöhen zu suchen, das gegenwärtig nur auf 10 Kubikfuss per Acre veranschlagt wird. Die Waldfläche Nord-Amerikas beträgt ca. 700 Mill. Acres, von denen etwas über 144 Mill. Staats-eigentum sind.

Mexiko, zu dessen berechtigten Eigentümlichkeiten bis 1894 ein Defizit der Staatsrechnung gehörte, hat seither Ueberschüsse zu verzeichnen, die 1906/07 20 Mill. Pesos erreichten.

Nach erfolgreichen Bohrungen auf Petroleum hat die Firma S. Paerson & Sons von der Regierung Konzessionen von insgesamt 1 Mill. Acres in sechs Staaten erworben. Die neu errichtete Raffinerie hat eine sehr günstige Lage, etwa 20 Meilen oberhalb Puerto Mexiko am Coatzacalcosfluss, wo Schiffe von 6—7000 T. Lade-fähigkeit längsseits der Anlagen der Raffinerie anlegen, löschen und laden können. Das mexikanische Oel sei von guter Qualität und eigne sich vorzüglich zur Herstellung von Motorspiritus, Benzin, Leucht- und Schmieröl.

Argentinien. Die Ein- und Ausfuhr in den ersten 9 Monaten 1907 wies eine Zunahme von 21,767,054 Pesos Gold auf. Beinahe die Hälfte des Umsatzes entfällt auf Grossbritannien und Deutschland. Eine Hauptquelle des Reichtums bildet die Landwirtschaft, die in den drei Quartalen einen Ausfuhrwert von 146,406,061 Pesos Gold lieferte. Es wurde geschätzt, dass im Wirtschaftsjahr 1907/08 zur Ausfuhr gelangen können: Getreide 4 Mill. T., Leinsamen 1 Mill. T., Hafer 400,000 T., Mais gegen 6 Mill. T., im Gesamtwert von über 400 Mill. Pesos Gold. 14 Mill. Hektar Land sind unter Kultur, wovon $\frac{2}{3}$ in der Weizenzone. Die Ausfuhr von Produkten der Viehwirtschaft belief sich im genannten Zeitraum auf 88,246,566 Pesos gegen 89,611,524 im Vorjahre. Das ungünstigere Resultat kommt hauptsächlich auf Rechnung der gedrückten Wollpreise.

Tropfsteinhöhlen in der Provinz Paraná (Brasilien). Ueber den Besuch einer Tropfsteinhöhle im Municip Bocayuvá schreibt ein Teilnehmer:

Der Eingang, am Fusse eines mässig hohen Bergrückens gelegen, ist schon recht romantisch. Aus einer hohen und breiten Felsenöffnung, umrahmt und teilweise verborgen hinter einer üppig wuchernden Pflanzenwelt, kommt eilenden Laufes, leise plätschernd und murmelnd, als wölte es erzählen von den Wundern, die es gesehen, ein kleines Flüsschen. In seinen krystallhellen, über Kies und Steine hüpfenden Wellen baden sich die Sonnenstrahlen und werfen ihre beweglichen Reflexe auf die beide Ufer besäumenden Kräuter und Gebüsch und auf die starren Felsenmassen, denen sie durch ihr stets wechselndes Lichtspiel Leben einzuflössen scheinen. Noch wird unser Blick durch Busch- und Strauchwerk gehemmt, das sich in besonderer Ueppigkeit und Fülle um das Felsentor gruppiert, um anscheinend die hinter ihm verborgene Schönheit selbst zu bewundern und sie gleichzeitig profanen Augen zu verbergen. Mit rauher Hand zwängen wir uns hindurch durch das Pflanzengewirr und betreten auf einem niedrigen Seitengänge, einige Meter hoch über dem Wasserspiegel des Flüsschens, den unterirdischen Wunderbau. Ueberraschung und Bewunderung hemmt unwillkürlich unseren Fuss. Von unserem erhöhten Standpunkt aus bietet sich dem staunenden

Auge eine weite reichgeschmückte Halle dar, deren marmorweisse Wände und Wölbung mit ihren vielgestaltigen Ornamenten, herabstrebenden Gebilden, aufsteigenden Säulen, ihren Klüften und Nischen am Eingange von den hereinströmenden Sonnenstrahlen und ihrem sich im Wasserspiegel brechenden Lichte magisch beleuchtet werden, während in der Mitte der Halle eine Art Dämmerlicht herrscht, das am hinteren Ende in nachtschwarze Finsternis verläuft. Nachdem sich unser Auge an dem Gesamteindrucke gelabt, bleibt es bewundernd auf den einzelnen Gegenständen haften. Hier scheint von der steilen Wand herab ein gewaltiger Wasserfall zu stürzen, aber wie durch die Macht eines ihm entgegengeschleuderten Zauberwortes mitten in seinem Laufe erstarrt zu sein. Dort scheinen Vorhänge und Teppiche in edlem Faltenwurf, mit Spitzen und Fransen besetzt, die geheimnisvollen Gemächer der Berggeister vor den neugierigen Augen der Sterblichen zu verbergen. Vom Boden aus streben Steingebilde empor, die sich teils mit den von der Decke herabwachsenden zu formschönen Säulen vereinigen, teils frei dastehen und mit ihren faltenreichen Gewändern und herabwallenden Haaren menschlichen Figuren ähneln. Orgelpfeifen, Vasen, Blumen und Früchte spielt einem beim Betrachten der einzelnen Gegenstände die Phantasie vor. Besonders die Decke, die sich stellenweise in einer ziemlichen Höhe über uns wölbt, ist reich an Zierrat aller Art; meist sind es Eiszapfen ähnelnde Gebilde, die teils einzeln, teils in Gruppen oder miteinander verschmolzen die merkwürdigsten Gestaltungen annehmen. Neben winzigen Zapfen hängen meterlange vielzackige Blöcke hernieder, die den unberufenen Eindringling zu zerschmettern drohen. Bedauerlicherweise haben sich raue Menschenhände an diesen Naturschönheiten vergriffen. Nicht genug damit, einzelne leicht erreichbare Tropfsteingebilde abzuschlagen, um sie mit nach Hause zu nehmen, ist auch der Zierat der Decke stellenweise von roher Bubenhand durch Steinwürfe zerstört worden; abgebrochene Spitzen an der Wölbung und umherliegende Trümmer, zum Teil wieder festgewachsen am Boden, geben Zeugnis von den Freveltaten dieser Vandalen. Schwere Tropfen fallen hie und da hernieder von den Resten der zerbrochenen Gebilde: Die Natur scheint Tränen zu vergiessen ob der Zerstörung ihrer in tausendjähriger Arbeit hergestellten Kunstwerke, und weinend sucht sie mit ihren Tränen den Schaden wieder zu heilen.

Nach Besichtigung der ersten Halle dringen wir weiter vor. Einfache Fackeln, trockene Bambusstangen, deren oberstes Glied mit Petroleum gefüllt ist, beleuchten den rauhen, unebenen Weg. Nachdem wir etwa hundert Meter zurückgelegt haben, sind wir am Ende des Vorsaales. Die Seitenwände treten hier so dicht zusammen, dass sie eben noch dem Flusse den Durchgang lassen. Mit einiger Mühe klettern wir am Rande entlang und befinden uns bald in einem zweiten grösseren Raume von einer ähnlichen Pracht und Schönheit wie der erste, doch zu wenig beleuchtet durch die primitiven Fackeln, als dass wir einen Gesamtüberblick über seine Pracht gewinnen könnten. In weiter Ferne sehen wir auch wieder das Tageslicht schimmern: es ist die Stelle, wo der Fluss in den Berg hineintritt. Jetzt erklärt man sich auch die einem in der ganzen Höhle entgegenwehende scharfe Zugluft, die übrigens durch Verdunstung des Wassers die Tropfsteinbildung begünstigt. Man kann durch den ganzen Berg hindurchgehen, muss aber, da das letzte Stück aus einem zwar mässig hohen, aber ziemlich schmalen Kanal besteht, durch das Wasser waten, worauf wir aus naheliegenden Gründen verzichteten.

Genau über dieser Tropfsteinhöhle befindet sich merkwürdigerweise eine zweite, deren Eingang an der anderen Seite des Berges hoch über der Stelle liegt, wo der Fluss in die erste einmündet. Wir kehrten also zurück und überschritten den Berg, um auch die obere Höhle, das zweite Stockwerk sozusagen, zu besuchen. Der Eingang ist enge und niedrig, sodass man die ersten zehn Meter mehr kriechend als gehend zurücklegen muss. Dann aber weitete sich die Höhle, nimmt stellenweise eine bedeutende Höhe und Breite an und windet sich in ungerader Linie mehrere hundert Meter in den Berg hinein. Auch diese Höhle ist reich an prächtigen Gebilden. An einer Stelle war sie durch eine trichterförmige Oeffnung, die den Unvorsichtigen auf eine zwar schnelle aber lebensgefährliche Weise nach unten befördern könnte, mit der darunter liegenden Höhle verbunden. Man hat die Oeffnung durch einige abgeschlagene Säulen, die man hinunterstürzte, verstopft. Nachdem wir bis ans Ende vorgedrungen waren, kehrten wir wieder zurück ans Tageslicht und stiegen zu der Stelle hinab, wo sich der Fluss einen Eingang in den Berg erzwungen hat. In langem, furchtbarem Kampfe haben seine vielleicht vom Regen angeschwollenen Wasserfluten die gewaltigen Felsmassen, die sich dem Berge vorlagerten, unterwühlt und sie ihrer Stützen beraubt, sodass sie nach und nach niederstürzten. Bunt durcheinander gewürfelt liegen da ungeheure Blöcke und Felsstücke, zwischen denen sich nach dem siegreich bestandenen Kampfe der Fluss seinen Weg sucht und ruhig und langsam in die dunkle Höhle hineinleitet.

Kiautschou. Die unter dem deutschen Marineministerium stehende junge Kolonie erfüllt die Erwartungen, mit denen diese Verwaltung die nicht leichte Aufgabe übernommen hat. Es ist in diesen ersten zehn Jahren Bedeutendes geleistet worden: gross angelegte Hafeneinrichtungen, künstliche Verkehrswege nach dem Inlande, sowie die Stadtanlage Tsingtau. Letztere besteht aus der nach einheitlichem Plane gebauten Stadt und Villenvorstadt an der Auguste Victoria-Bucht mit Kanalisation, Wasserleitung, elektrischer Beleuchtung, Kirchen, Schulen, Krankenhäusern, Markthalle etc., und planmässiger Aufforstung der Umgebung. Daneben besteht eine Chinesenstadt Ta-pau-tau, Arbeitersiedlungen zwischen dem grossen und kleinen Hafen und im Handels- und Industrieviertel zwischen Ta-pau-tau und dem grossen Hafen.

Die Hafenanlagen gehören zu den besten Ostasiens. Der grosse Hafen, zugleich Freihafen, bietet an zwei grossen Molen mit Kai- und Lagerschuppen bei $9\frac{1}{2}$ m Tiefe etwa 2 km sichere Anlageplätze für grosse Seedampfer; für späteren Ausbau von drei weiteren Molen ist ebenfalls Raum vorhanden. Die Tsingtan-Werft mit fast 1000 m Kaistrecke und Schwimmdock ermöglicht Reparaturen jeder Art Handels- und Kriegsschiffe. Der kleine Hafen nahe an der Chinesenstadt ist für den Dschunkenverkehr bestimmt, kann aber auch kleinere Küstendampfer aufnehmen. Sowohl der grosse als der kleine Hafen haben Geleiseanschluss an die Schangtungbahn. Diese bis Tsi-nan-fu mit Zweigbahn nach Po-schan fertig gestellte Bahn in einer Länge von 436 km wurde 1904 dem Verkehr übergeben und vermittelt den Handelsverkehr der Provinz mit dem Hafenplatz Tsingtau, der schon jetzt unter den 36 chinesischen Seezollämtern nach der Höhe der Einnahmen an siebenter Stelle steht. Die Möglichkeit der Verwertung ihrer Produkte hat natürlich auch in der Provinz allerlei Verbesserungen gerufen.

Birma. Die Regierung hat eine Verordnung bezüglich Fabrikmarken erlassen, die bestimmt, dass nicht nur das *Ursprungsland* der Waren, sondern auch der *Ort* der Herstellung kenntlich gemacht werden müsse, also z. B.: Antwerpen in Belgien. „Sind Name oder Fabrikmarke etwa in Englisch und Birmanisch angegeben, müssen Ort und Land sowohl in Englisch als in Birmanisch bezeichnet sein. Werden Namen oder Handelsmarke noch in weiteren Sprachen, wie Hindustani oder Tamil, angegeben, so muss die Angabe (des Orts und Landes) auch noch in jeder dieser weiteren Sprachen erfolgen.“

Australien. Das vor 48 Jahren von einem Landbesitzer in Victoria zu seinem Vergnügen eingeführte Kaninchen ist zu einer Landplage geworden, auf deren Abwehr schon Unsummen verwendet worden sind. Victoria und Neu-Süd-Wales haben bis zum Jahre 1905 etwa 49 Mill. Mark für Vertilgung dieser Tiere ausgegeben, und von Regierungen und Privaten sind 4400 engl. Meilen Umzäunungen mit einem Kostenaufwand von nahezu 46 Mill. Mark errichtet worden. Jetzt werden die Tiere in den Gefrierkammern der Dampfer exportiert und auch im Lande als Nahrungsmittel verwendet. Zugleich wird ein Serum zur Vertilgung angewendet, dem aber wahrscheinlich das zähe Karnikel bei seiner ungeheuren Vermehrungsfähigkeit gewachsen sein wird.

Südafrika befindet sich seit dem Aufhören des Krieges in einer bedenklichen wirtschaftlichen Krisis, die sich auf allen Gebieten geltend macht, sodass, wer irgend kann, das Land gern verlässt. 1905 betrug die Ausfuhr £ 33,307,000, wovon auf Gold £ 20,731,000 und auf Diamanten £ 6,758,000 entfallen. Rechnet man weiter ab £ 1,887,000 für Wolle und eine Million für Straussenfedern, so bleibt für alle andern Ausfuhrwaren, die für ein so grosses Land lächerlich kleine Summe von rund 2 Mill. Pfund. Leerstehende Wohnungen, sinkende Bodenpreise, Schutzzölle, Beamtenentlassungen und Bankerotte sind die Begleiterscheinungen dieses Zustandes, dessen Ende noch nicht abzusehen ist.

Die vier Kolonien Kapland, Natal, Oranje-Staat und Transvaal umfassen 475,000 engl. Quadratmeilen, mit 4,680,000 Einwohnern, worunter ca. 1¼ Mill. Weisse. Die Staatsschulden dieser Kolonien betragen £ 108 Mill., die Einnahmen und Ausgaben etwa £ 18,000,000. Hätte die Regierung der Landwirtschaft mehr Interesse zugewendet, als den in Gold und Diamanten spekulierenden Glücksrittern, so wäre dem fruchtbaren Lande die traurige Notwendigkeit erspart, Nahrungsmittel einführen zu müssen. Auch in der Schutzzollpolitik zeigt sich eine bedauerliche Begünstigung des Kapitalismus, der das Land ausbeutet. Das Schlimmste ist, dass, wie es scheint, manche Buren mutlos die Hände sinken lassen. Das beste Mittel zur Sanierung der Verhältnisse wäre eine zahlreiche germanische Einwanderung zur Hebung der Landwirtschaft, aber woher soll diese kommen?

Wie während und vor dem Kriege die Presse in Entstellung der Tatsachen Grosses geleistet hat, so ist auch jetzt in der vom Kapitalismus beeinflussten südafrikanischen Presse eine zutreffende Schilderung der Lage, die einem wirtschaftlichen Zusammenbruch gleich kommt, nicht zu erwarten.